

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 21 (1917)

Artikel: Die Silhouette

Autor: Lechleitner, Emma

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576077>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den er, der Weltbürger und Antimilitarist, nun indirekt mitkämpfen mußte. Aber der Hunger war stärker als seine Seele, und er konnte nichts tun, als seinen Hohn gegen den gnadenreichen Herrn und Helfer im Himmel ins Ungemessene steigern.

Die Löhnung, die er für seine Arbeit erhielt, reichte in der Teuerung kaum aus, das Allernötigste für sich und sein Weib zu gewinnen. Da ging er eines Tages zum holländischen Konsul und bat ihn, ihnen freie Fahrt nach der Schweiz zu verschaffen. Der Konsul sorgte dafür. Sie fuhren lange, lange. Und die Augen der Frau wurden heller, obgleich sie sehr müde war, als die Eisenbahn auf Schweizerboden fuhr.

Um späten Abend langten sie in Zürich an, und Wesbonk sagte zu seinem Weibe: „Maria, wir gehen zur Frau Nadler. Sie ist eine gute Frau, sie hat viel Not erfahren, und ihr Herz ist nicht hart geworden. Sie wird uns über Nacht bei sich behalten.“

Und sie gingen hin und wurden freundlich aufgenommen und nächtigten in der kleinen Stube der Frau, in einem Bett, das sie ihnen lieblich und warm auf den Boden hinbreitete. Am nächsten Tage suchte Wesbonk seinen alten Meister auf, zu sehen, ob er für ihn Arbeit habe. Und siehe, es war Arbeit die Fülle da, und der Meister war froh über den neuen Arbeiter. Wesbonk bat um einen kleinen Vorschuß und ging freudig, wie seit langem nicht, zu seinem Weibe zurück und wollte der Frau, die sie über Nacht beherbergt hatte, einen Fünfränkler in die Hand drücken. Aber sie wies das Geld zurück und meinte, er solle es jetzt nur behalten.

Wenn es ihm dann einmal wieder besser gehe und ihr vielleicht schlechter als jetzt, so wolle sie dann an ihn denken.

Und Wesbonk fuhr mit seinem Weibe in das Dorf zurück, das sie vor zwei Monaten verlassen hatten, und der Hausmeister begrüßte sie freundlich und war froh, als er vernahm, Wesbonk habe bei seinem früheren Meister wieder Arbeit gefunden. Denn er dachte an die rückständige Miete.

Sie fanden die kleine Wohnung unverändert. Jedes Möbel stand an seinem alten Platze und war nur ein wenig staubiger geworden. Und die beiden setzten sich auf das billige Sofa und lachten und weinten vor Freude, und Wesbonk hat seine Frau, sich auszuruhen, und ging in die Küche, um Kaffee zu kochen.

In der folgenden Nacht gebar Frau Maria ein Knäblein. Nun lag sie still mit geschlossenen Augen im Bette, schwach und schmerzenreich. Aber als das Kindlein anfing zu schreien, lächelte sie und ließ es sich an die Brust legen. Und das Kindlein trank. Und das Kindlein lebte und wuchs.

Es ist nun schon zwei Jahre alt. Es ist ein schönes Knäblein mit seltsam wunderblauen Augen und zarten feinen Gliedern. Die Glocken klingen wieder aus den Seelentiefen des Klaviermachers herauf. Seine Kehle ist voll Gesang, seine Lippen blühen, und seine Augen sind güttig und warm, wie die Sommersonne. Und manchmal hält die Arbeiterfrau ihr Kindlein im Arme, streichelt ihm mit der Hand über das blonde Haar und hat stille tiefe Augen und träumt ein Märchen vom Glück in der Ferne.

Die Silhouette.

Skizze von Emma Lechleitner, Zürich.

Nur für eine kleine Viertelstunde wollte sie in den stillen Abend hinaustreten. Ihre Füße waren so schnell wie ihr Gedanke und trugen sie unter das breite fühlle Dach eines Apfelbaumes.

Frau Stina setzte sich auf die zierliche kleine Holzbank. Ein paar gelbe Mondtupfen schaukelten darauf in den sanften Windwellen, die oben mit dem leise kichernden Laubwerk schäkerten.

Nachdruck verboten.

Frau Stina suchte den Mond durch eine Dachluke über ihr. Es war nur die halbe Scheibe. Wie mit dem Messer heruntergeschnitten, dachte sie. Im gleichen Moment kroch eine grüngraue Wolfenraupe an ihn heran und nagte von dem zarten blanken Mondsilber im Nu soviel weg, daß die Landschaft schmucklos und dunkel dalag. Die junge Frau sah verwundert und enttäuscht um sich. Sie erinnerte sich

dabei eines ähnlichen Gefühles aus ihrer Kindheit, wenn die Mutter mitten in der Weihnachtsfestfreude die Christbaumlichkeiten ausblies. „Du garstige gefräzige Raupe dort oben!“ zankte sie in den nächtlich-farblosen Himmel hinauf.

Da streifte ihr wieder erdwärts gleitender Blick den dicke, unschönen Dorfkirchturm. So flozig und hilflos ragte er in etwas Ungewisses hinein, dünkte es sie. Eine Silhouette in einem unheimlichen Schattenreich. Und die eben noch frohe lichte Szenerie war wie durch einen bösen Spuk verschwunden... Frau Stina senkte den Kopf mit den schweren Goldblondflechten. Sie war so müde...

Wie eigenständlich, daß die Gedanken sich so rasch aneinanderreihten! Wahrhaftig, sie fühlte sie bereits als eine lange kühle Halskette, und ihr Atem ging schwerer, das Herz pochte beinahe mühsam. Und dann mußte sie zwischenhinein — unter bleiernen Lidern hervor — doch noch einmal zu dem dicke häzlichen Kirchturm hinschauen. Und nachher war es, wie wenn die „Halskette“ schon eine doppelte Perlenreihe bekommen hätte...

Ach, in dieser Kirche war sie ja getraut worden! Vor kaum drei Jahren. Als die Glocken zu läuten anhoben, fluteten die Hochzeitsflüge in die gleichende Julisonne hinein, und der Himmel lachte aus fornblumenblauen Augen. Gott, wie war sie glücklich an jenem Tage und wie dankbar! Immer wieder mußte sie loszingen in die Himmelskathedrale hinein. Und der brave dicke Dorfkirchturm dünkte sie so schön, so schön!

Was war denn aber geschehen seither, hier bei ihnen, in ihrem lieben, lieben Heim, daß sie jetzt an dies alles zurückdachte wie an ein verlorenes Paradies? Hatte sich überhaupt irgend etwas zugetragen, das eine solche Wandlung in ihr rechtfertigte? Eigentlich nicht, nein, nein.

Ihr Walter war stetsfort derselbe: tüchtig, solid und lieb. Ja, lieb — und stets derselbe... Weiß Gott, jetzt mußte aber schon die dritte Perlenreihe gewachsen sein an ihrem Halse...

Stets derselbe! Sollte man es denken, daß diese zwei einfachen Wörtchen wieder eine solche Menge Perlen hervorbrachten? Lauter schwere, kalte

Perlen, die ihr wieder soviel Luft wognahmen und sie frösteln machten?

Ach, warum war er immer, immer derselbe und verstand die Zeit nicht, die große, neuankommende? Er fand den dicke, wackligen Dorfkirchturm noch immer so schön wie am Hochzeitstag. Er ahnte nicht und fühlte nicht, daß dort in jenen Kirchenwänden drin soviel Mordstaub lag, daß der Totenwurm in dem Gestühl klopste, daß die Stufen, die zur Kanzel hinaufführten, längst ausgetreten waren und daß der Pfarrer neue Worte finden sollte, ganz, ganz neue für die neue Zeit...

Ei, die Wolfenraupe dort oben wird ja immer feister, und der gute, geduldige, silberne Mond immer kleiner, immer weniger! Und die plumpen Kirchensilhouetten immer dunkler und schwärzer. Frau Stina tastete mit schützender Handgeste über ihren Hals, ihre Brust — Ah, soviel schwere, kalte Perlen, immer mehr, immer mehr!

Und dort drin in der wackligen alten Kirche sprechen sie noch immer soviel vom Frieden... Was stellen sie sich nur vor dabei? Natürlich, daß der Krieg aufhören und dann wieder alles schön oder auch nicht schön am Schnürchen weitergehen werde. Gibt's das? Kann's das geben? Nein, niemals. O, man wird sich wundern, wundern... Man sagt es oft von diesem oder jenem: Das hebt die Welt nicht aus den Fugen. Nun wird man es aber doch einmal erleben, daß sie aus den Fugen geht. Und wenn sie auf irgend eine Weise mit neuem Ritt und Material wieder zusammengefügt wird, dann — ist es eben nicht mehr dieselbe Welt. Eine ganz neue, fremde, schöne Welt wird es sein. Und für alle, die darin leben, wird dann der Christbaum angezündet, ja, für alle, alle. Noch nie werden die Menschen einen solchen Christbaum gesehen haben und so viele Gaben für alle! Und niemand wird je die Millionen Kerzen wieder auslöschen können. Denn jener Festtag hat keinen Niedergang... Und wenn Walter nicht immer derselbe wäre — ja, könnte er dies auch nur ein wenig begreifen und würde das alte morsche Gebäude, das doch in keinen Räumen mehr etwas taugt, nachher wieder aufgerichtet sehen wollen,

dann wußte er eben ein wenig, daß die Welt ein ganz neues Lied lernen wird und daß unser bisheriges süßestes Glück nur eine armelige Silhouette ist im Vergleich zu jenem zukünftigen, großen, großen Glück...

Ach Gott, jetzt konnte sie aber ganz sicher keinen Atemzug mehr tun! Frau Stina stöhnte in unbeschreiblicher Erregung laut auf. Wohl Tausende, Tausende von Perlen müssen jetzt schon an ihrem Halse hängen...

Sie schlägt die Augen auf und staunt in die grau-fahle Nacht hinaus und erschrikt über den kloigen, gespenstisch-schwarzen Kirchturm... Ja, was war doch nur mit dem Kirchturm soeben...

„Stina, wo bleibst du denn so lange?“

„Ach, hier, die Silhouette...“

„Was für eine Silhouette?“

„Eben dort — der Kirchturm...“

„Du bist wohl eingeschlafen, Kind?“

„Vielleicht... Aber hör' mal, Walter,

du solltest dich jetzt wirklich ein wenig mehr interessieren für die Zeit, in der wir leben. Ich habe eben davon geträumt...“

„Ach, liebe Stina, damit laß mich bitte hübsch in Ruhe! Es ist schon genug, daß man weiß, wie garstig diese Zeit ist, in der wir leben. Ich denke viel, viel lieber an mein herziges Weibchen!“

„Du Realist!“ seufzte sie lächelnd und ließ sich von ihm küssen.

„Jetzt eben ist die Wolkenraupe endlich fortgeflogen, Walter, und das Stück Mond, das sie weggebissen hatte, ist schon wieder nachgewachsen. Und der Kirchturm hat das Nachtfaltergewand nun auch wieder abgestreift. Schau nur, wie licht und gelb er aussieht, wie ein Zitronenfalter!“

„Unser lieber, dicker, schöner Kirchturm? Weißt du noch damals, Stina?“

„Ach ja, damals...“ hauchte sie versonnen.

Die Sterbekerze.

Novelle von Victor Hardung, St. Gallen.

Auf einem Dorfe, abgelegen und überlieferter Bräuchen treu, lebte uns ein verwandter Arzt. Der hatte ein einziges Töchterlein Isabella, und als das sechzehn Jahre alt werden wollte, da waren wir, meine Mutter und ich, Gäste im Hause, den Tag mitzufeiern, da Bellchen, so ward das schöne Kind genannt, zum ersten Mal zum Tisch des Herrn gehen sollte. Ich war wenige Jahre älter als das Bäschchen, und wenn ich bei Mädchen noch scheu und blöde tat, so war ich doch mit ihm bald vertraut. Es hatte mich gleich bei der Hand genommen und mir sein Reich gezeigt, den Schimmel im Stall, zwei goldbraune Kühe mit einem hellen Strich auf dem Rücken, einen Stamm bronzerbener Hühner, einen Flug von blauen Feldtauben, den sorglich bestellten Garten, Spitz und Räcklein, und dann in einer, von einem Vorhang verhüllten Nische auf der Diele einen Altar, auf dem ein altes weißes Linnen lag, worin Adam und Eva unter einem Apfelbaum eingewebt waren, indes eine blonde Muttergottes mit dem Jesukindlein, eine Tulpe in der Hand, das Werk eines

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Meisters aus einem vergangenen Jahrhundert, aus einem Goldrahmen her niederschaute.

Der Frühling war in den Lüften, Schneeglöckchen und Krokus hatten geblüht, Veilchen hausten in den Heden, und die letzten Hyazinthen dufteten durch das Haus, als wir zu Besuch gekommen waren. Und dann ging ein heller Tag dem andern nach, da ich mit Bellchen alle schönen Wege ging, die es kannte, und es waren deren ungezählte. Und überall waren Heiligenhäuschen, wo es fromm sein Haupt beugte, daß ihm die braunen, goldglänzenden Locken über die Schultern fielen. Die Augen leuchteten von inniger Zärtlichkeit, und wann es gebetet und einen guten Tod und selige Verständ ersehlt hatte, dann lachten mich diese Sterne wieder an und strahlten in einem süßen Feuer, und ich hatte wohl ein dumpfes Gefühl des Neides, als werde die Liebe dieses in junger Fülle Knospenden Mädchens von den himmlischen bald herniederwandern und einen Gesegneten dieser Erde mit den holdesten Gaben überschütten, und ich werde abseits stehen und